

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 4 (1920)
Heft: 7-8

Artikel: Wie deutsche Schweizer schreiben
Autor: Blocher
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

alle drei Vorschläge und fast vier Fünftel für jeden einzelnen ausgesprochen. Diese drei Vorschläge dürfen wir also wohl als Meinung des Sprachvereins ausgeben.

Unter den Annehmenden sind etwa die Hälfte Lehrer der Volks- und Mittelschule, die sonst nicht einmal ein Drittel unserer Mitglieder ausmachen; die übrigen verteilen sich ziemlich gleichmäßig auf die übrigen Berufe. Eine Maschinenschreiberin erklärt, die Vereinfachung nicht nötig zu haben für ihren Beruf, eine Berufsgenossin verlangt sie gerade deshalb.

Die grundsätzlichen Gegner sind nicht gerade zahlreich, aber vielleicht sind es ja mehr, als sich gemeldet haben, und die wenigen haben sich zum Teil recht kräftig ausgesprochen. Von Ausdrücken wie Verarmung, gewalttätige Gleichmacherei geht es bis zu Verblödung, schändlicher Kummel, Retortengeburt, Berliner Ueberdemonstranten, geschäftige Wichtiguer mit Handwerkerverständnis. Gewiß kann man den Wert der Vereinfachung überschätzen, und Fehler wird es auch später noch geben, aber den Wert der bisherigen Schreibweise kann man auch überschätzen, und sie mit dem Gebote „Du sollst Vater und Mutter ehren“ in Schutz zu nehmen, wie es geschehen, ist wohl doch nicht nötig. Deutsch ist vor allem eine Sprache und nicht eine Schrift; freilich hängt das Schriftbild mit der Sprache nahe zusammen, aber nicht jede Gewohnheit ist ein Heiligtum. Durch unsere Vorschläge würden nicht einmal alle Wörter berührt und die meisten nur in einem einzigen Buchstaben, das reicht doch kaum zur „Verblödung“. Da scheint die Frage, ob die deutsche Schrift beizubehalten sei, doch viel tiefer mit der Sprache zusammenzuhängen, und doch können wir nicht einmal diese als untrügliches Kennzeichen der Liebe zur Muttersprache anerkennen, denn mehrere gut deutsch gesinnte Gegner der vereinfachten Rechtschreibung schreiben lateinisch. Daß die durch die Vereinfachung gewonnene Schulzeit nicht den Fremdsprachen, sondern der Muttersprache zukomme, dafür muß und kann gesorgt werden, aber eben der Muttersprache und nicht einer von Sprachmeistern oft ganz willkürlich zusammengestellten Schreibweise. Von der „Gleichmacherei“ in der Schrift bis zur Gleichmacherei in der Sprache ist denn doch ein weiter Schritt, und es ist sicher eine starke Ueber-treibung der Gefahr, wenn man fürchtet: nachdem aus „schrieb“ geworden sei „schrib“, könnte eines Tages daraus ein „schreibte“ werden, d. h. die starke Beugung verloren gehen. Im einen Fall verändern wir die Schrift, im andern aber die Sprache, das ist ein wesentlicher Unterschied. Mehrmals kehrt der Gedanke wieder, die Zeit sei schlecht gewählt, die Deutschen hätten gerade jetzt „geschickteres zu thun als ihre Schrift zu verschlimmern“ (eine „Rechtschreibung“, die auch einmal als richtig galt, in der aber der Lehrer nach den heute geltenden Regeln 4 rote Striche anbringen müßte; die sicher alle wegfielen nach der Vereinfachung; denn einer nach vereinfachter Weise gewöhnten Jugend fiel es nicht ein, geschickt mit dt, tun mit th und bessern mit ß zu schreiben, und „Geschickteres“ dürfte man klein schreiben). — Gewiß sind in Spa wichtigere Dinge behandelt worden, aber wir konnten nicht alle nach Spa gehen, d. h. wir sind nicht alle Staatsmänner und können nicht alle Tage Menschheitsfragen wälzen. Wir haben in den aufregtesten und wichtigsten Zeiten auch weniger wichtige, z. B. sogar sehr unwichtige Dinge besprochen und gepflegt. Während der Verhandlungen in Versailles hat der eine Klavier gespielt und der andere Karten, der eine den pythagoräischen Lehrsatz vorgetragen und der andere

die Regel, wann man schreibe „wieder“ und wann „wider“, der eine Zigarren verkauft und ein anderer Ansichtskarten gestempelt, d. h. jeder hat an seinem Plaze seine Pflicht getan oder sein Recht ausgeübt, im Bewußtsein, daß das alles viel weniger wichtig sei als die Vorgänge in Versailles, daß es aber doch auch sein müsse oder dürfe. Die weniger wichtigen Dinge müssen immer neben den wichtigeren hergehen, sonst kommt man gar nie dazu, sie dürfen aber die wichtigeren nicht hemmen. Die Frage ist nun, ob durch diese weniger wichtige Arbeit, für die wir weniger wichtigen Leute da sind, die wichtigere Arbeit der Staatsmänner verzögert werde. Das entscheidende Wort über die Rechtschreibung fällt natürlich in Deutschland, aber auch dort haben sie die Arbeit geteilt, und wenn der Minister des Innern die Sache der Rechtschreibung gut vorbereitet, wird der des Außern keinen halben Tag darüber verlieren, und das Ruhrgebiet wird keine Stunde früher besetzt deshalb, weil die Deutschen ihre Rechtschreibung gefördert hätten statt Kohlen. Es gibt doch Gründe, die für den jetzigen Augenblick sprechen (der immerhin ein paar Jahre lang werden darf!): der Bedarf an neuen Schulbüchern und die Erschöpfung des Büchervorrats. Die Sache darf nicht überstürzt, aber an die Hand genommen und gründlich vorbereitet werden. Die Zustände im Reiche sind heute der Gründlichkeit günstiger als vor ein paar Monaten, da wir an die Sache herantraten (die Ausichten sind sogar etwas zweifelhaft geworden), aber wir konnten damals nicht wissen, ob man die Sache nicht am Ende auch ohne uns Schweizer machen würde, und wir hätten erst recht darunter zu leiden gehabt. Auf keinen Fall wollen wir den Ausgang zu schwer nehmen. Hoffentlich werden auch die Gegner nicht zürnen, daß unser Verein sich dafür ausspricht.

Wie deutsche Schweizer schreiben.

Auf Ende 1916 gab der Basler Verlag von Frobenius ein Weihnachtsalbum heraus, das unter anderm eine umfangreiche und hübsche Sammlung von Schriftproben, sogenannten Autogrammen enthielt, d. h. die genaue Wiedergabe von Sprüchen, Versen, Zeichnungen usw., wie sie von einer Anzahl berühmter oder bekannter Schweizer für diesen Zweck niedergeschrieben wurden. Es ist lehrreich zu sehen, wie diese hervorragenden Schweizer schreiben, mehr noch als was sie schreiben; denn der Inhalt ist Ergebnis der Ueberlegung oder eines Zufalls, die Form eine unwillkürliche Aeußerung ihrer Gewohnheiten und ihres Wesens. Auch über die Verbreitung von Antiqua und deutscher Schrift gestattet die Sammlung einen Ueberblick.

Ich zähle in der Sammlung im ganzen 76 deutsche Schweizer (74, wenn ich zwei mit deutschen Sprüchen auftretende Rätoromanen nicht dazu rechnen wollte). Darunter sind 5, die außer Notizen, Zeichnungen oder einem lateinischen Spruch nur ihre Unterschrift geben. Die Unterschrift allein aber sagt für den Gebrauch der lateinischen oder der deutschen Schrift nur dann etwas, wenn sie deutsche Buchstaben aufweist; denn für Unterschriften ist seit langem auch unter Deutschen die lateinische Schrift fast allgemein üblich. Von den 4 Künstlern hat der Maler Ernst Würtenberger seine Zeichnung mit deutschen Buchstaben unterschrieben. Die übrigen 4 fallen für unsere Zählung außer Betracht, ebenso der maschinenschreibende Chirurg Kocher. Bleiben 71 deutsche

(und rätische) Schweizer. Von ihnen schreiben 28 mit deutschen Buchstaben. Es sind das die Bundesräte Müller und Forrer, Oberst v. Sprecher, Ständerat Usteri, Konsul Bögeli, der Künstler Karl Theodor Meyer, Andreas Heusler Vater und Sohn, Ernst Zahn, Seer, Nationalrat Hirter, Pater Maurus Carnot, Pfarrer Wilhelm Schlatter, Pater Albert Ruhn, Alfred Huggenberger, Meinrad Lienert, der Theologieprofessor v. Schultheß-Rechberg, Albert Heim, Rudolf Linder-Bischoff, der Bischof Herzog, Hermann Christ, Heinrich Federer, Niklaus Bolt, Spitteler, R. v. Tavel, Dora Rappard, Julius Frey von der Kreditanstalt und Ernst Württenberger. Der Musiker Hans Huber schreibt eine deutsche, aber mit lateinischen Buchstabenformen untermischte Schrift; wir dürfen ihn als 29ten hinzuzählen, nicht aber Lisa Wenger, die umgekehrt eine mit deutschen Formen gesprengte Antiqua aufweist. Die 8 gesperrt gedruckten Namen sind diejenigen, die auch in der Unterschrift deutsche Buchstaben zeigen.

Also von 71 bekannten und bewährten deutschen Schweizern schreiben 29 (41%) mit deutschen, 42 (59%) mit lateinischen Buchstaben. Nimmt man hinzu, daß unter den 29 eine ganze Anzahl sehr alte Leute waren — ich zähle 9, von denen ich weiß, daß sie über 70 zählten, und mehrere sind nun seither auch gestorben — so kann man leider nicht mehr sagen, daß die hergebrachte deutsche Volksschulschrift die in der deutschen Schweiz übliche Schrift sei. Fast durchweg zeichnen sich übrigens auch hier die deutschen Handschriften durch schönen Fluß und künstlerische Eigenschaften aus; keine einzige wird man trivial nennen dürfen.

Am Inhalt der Schriftproben ist bemerkenswert, daß mehrere der Männer einen lateinischen Spruch schreiben, ein deutscher Schweizer (Spelterini) sich französisch, ein weißer (der Kottkreuzarzt v. Marval) sich deutsch ausdrückt (beide in eigenen Worten, nicht in einem Dichterspruch), die zwei Romanen Calonder und Carnot aber beide deutsch. Der rätische Dichter schreibt in einer prächtig flüssigen deutschen Schrift folgende zum Gemüt gehende Verse, die für das warme Herz des Mannes wie für die eigenartige völkische Lage und Kultur Graubündens bezeichnend sind:

Zwei Muttersprachen nenn' ich froh mein Eigen,
Mein liebes Deutsch und den romontschen Laut.

Und doch, ich will in beiden gerne schweigen,

Wenn du mir sprichst, Varet, mein Dörfchen traut!

Mein liebes Deutsch! — da muß ich dran denken, wie einst in der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich eltsässische Studenten die Meinung äußerten, das deutsche Wesen übe nach außen keine Anziehungskraft aus, wie das französische von jeher getan habe. Mein liebes Deutsch! Dank, wackerer Pater von Disentis, für dieses Freundschaftswort. Auch uns soll dein romontscher Laut als die Heimat- und Muttersprache lieber Landsleute ehrwürdig sein.

Blocher.

Bücherschau.

Gefasste Quellen. Ein Aufgabebuch, von Otto Berger, Sauerländer & Cie., Aarau.

Der Gedanke des freien Aufzuges hat in den letzten 10 Jahren erfreulicherweise auch bei der schweizerischen Lehrerschaft mehr und mehr Anklang gefunden. Dafür spricht u. a. ein „Aufgabebuch“, das der Sekundarlehrer Otto Berger in Schwanden (Glarus) unter dem Titel „Gefasste Quellen“ jüngst bei Sauerländer & Cie. er-

scheinen ließ und das etliche Duzend freier Schüleraufsätze enthält. Es will also ja nicht etwa ein „Vorlagebuch“ sein, nach dem der Lehrer seine Schüler arbeiten lassen kann, sondern es will nur an Hand von Schüleraufsätzen und einzig und allein durch diese zeigen, was heraus-schauen und erreicht werden kann beim selbstgewählten Aufsatze.

Diese Schülerarbeiten fallen vor allem ins Auge oder Ohr durch die frische Lebendigkeit, Einfachheit, Klarheit und Natürlichkeit der Sprache, es ist wirkliches Quellwasser vom Brunnen, nicht fader Flaschenabzug und nicht ein süßlicher Sirup, nach zweifelhaftem Rezept zubereitet. Jedes Kind redet von der Leber weg und so wie gerade ihm der Schnabel gewachsen ist, und darüber was gerade ihm erscheint oder nahe geht, die meisten ohne in den Fehler zu verfallen, einfach drauflos zu plappern. Sondern man sieht, daß der Lehrer seinen Zweck, die Außenwelt und sich selber beobachten zu lehren, das Gehirn mit klaren Vorstellungen und Bildern zu füllen, erreicht hat; und der Herausgeber hätte eigentlich kaum nötig, in seinem Vorwort zu erwähnen, daß er ganz besondere Sorgfalt dem Ausdruck widme. Man begegnet in diesen Aufsätzen keinen schablonenhaften Redewendungen, keinen nichtssagenden Phrasen, keinen gegen den guten Geschmack verstoßenden Ausdrücken und sozusagen keinen Fremdwörtern.

Diese Erfolge teilt Berger aber wohl mit vielen seiner Berufsgenossen, so auch mit Heinrich Corray, der vor mehreren Jahren in seinen „Neulandfahrten“ ebenfalls eine Sammlung z. T. recht bemerkenswerter Schüleraufsätze veröffentlichte. Doch Berger gibt sich damit nicht zufrieden. Wir finden bei ihm etwas, das wir bisher in ähnlichen Sammlungen meist vermißten: Berger selber bezeichnet als das höchste Ziel des muttersprachlichen Unterrichts die Entwicklung zu edlem freiem Menschentum, das in den entscheidenden Augenblicken des Lebens sieghaft über den Dingen steht, die Entwicklung der Persönlichkeit, die höchste Entfaltung des Innenlebens. Auf dieser Stufe fange die schöpferische Kraft an zu wachsen, der Geist fange an, den Dingen seinen eigenen Stempel aufzudrücken. So werden die äußern Erlebnisse zu Trägern der Gedanken und Anschauungen.

Wenn dieser Gedanke auch wohl bei der großen Masse der Schüler nur Wunsch bleibt — manche Aufsätze zeugen doch von einer ungewöhnlichen Fähigkeit der Schreiberin (auffallenderweise eben der Mä d c h e n) die Gedanken nach innen zu richten, das anfänglich Geschaute und besonders Gehörte (Musik) zu verklären zu innerlichem Erleben.

So wertvoll die Erziehung zu genauer Beobachtung und klaren Vorstellungen ist — gerade auf die Pflege des Seelenlebens im Aufzugesunterricht möchten wir die Aufmerksamkeit der Lehrer ausdrücklich hinlenken und den Sammler der „Gefassten Quellen“ ermuntern, in diesem Geleise weiterzufahren.

Schweizerisches Idiotikon. Heft 86 (Huber, Frauenfeld).

Das Zeitwort schießen in seiner besondern Bedeutung „ein Geschloß schleudern“ nimmt natürlich in einem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache viel Raum ein. — Im Jahre 1572 mußte der Zürcher Rat einem Bürger verbieten, an einem andern Tag als am Sonntag zu schießen, „in der wuchen“ soll er „sines gwärbs acht haben“. In sprichwörtlichen Redensarten ist das Wort häufig und weitverbreitet, z. B. „de Letzt het no nit gschosse“ (wo wir heute weise bemerken: Es ist noch nicht aller Tage Abend), „mit ere Kanunnen auf Chräjen und Späzen schießen“, „i di gfält Schibe schieße“, „es ist